

Einleitung

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Preface**

Zeitschrift: **Taschenbücher der Historischen Gesellschaft des Kantons Aargau**

Band (Jahr): **- (1861-1862)**

PDF erstellt am: **14.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Einleitung.

Wenn unser Landmann seinem Kinde die Größe und Nähe des Welterschöpfers versinnlichen will, deutet er wohl auf einen fernschimmernden Berg in den Alpen hin und spricht: „lueg, uf selle blaue Bergli wohnt der Lieber Herget, drum hend mer au eusers chli Ghilleli uf eme Bergli baue!“ Wirklich, so ist's. Fast jedes Dorfkirchlein von einigem Alter steht auf einer dem Dorfe zunächst gelegenen Anhöhe. Hundert Erzählungen berichten es, daß sich's die Bauern nach ihrer Tagesarbeit nicht verdrießen ließen, bei Nachtzeit noch am beschlossenen Kirchenbau fortzuschaffen, Gebälke und Gestein auf den dafür bestimmten Höhenpunkt hinauf zu tragen. Das Dorf mag in der Tiefe stehen bleiben, aber Gottes Altar und Gott selbst muß in der Höhe gesucht werden. „Uffe cho!“ ruft der Glockenklang aus der Bergkapelle herunter; und von dieser freundlich klingenden Einladung, herauf zu kommen, hat das Luzerner Dörflein Uffikon mit seiner hochgelegenen Kirche seinen Namen bekommen (Marzohl-Schneller, Liturgia sacra 1,94). Unser Nachbarberg, über

den täglich die Sonne zu uns heraufsteigt, auf dem Nachts der Mond verweilt, braucht nicht erst noch bis in die Wolken hinein zu ragen, er ist dem heimathsfrohen Gemüthe schon dem Himmel zunächst, und freundlich genug geschaffen, daß die Götter sich auf ihm niederlassen können. Daher haben sie alle, zu denen die Vorzeit je gebetet hat, ihren Wohnsitz auf Bergen gehabt, auf dem Sinai Jehovah, auf dem Olymp und Ida Zeus, auf dem Godesberge und Wudinsberge Wodan, auf dem Donnersberge Donar. Und selbst dann, wenn sie schon keine Stätte mehr droben haben, und ihre Orakel zwischen Wald und Fels längst verstummt sind, gelten uns doch ihre Berge noch immer als geheimnißvolle Propheten; der Untersberg und der Brocken, der Belchen und Pilatus sind uns nun Wetterpropheten, nach deren klarem oder düsterem Aussehen von der Thalschaft die kommende Witterung bemessen wird, im Verlaß auf ihr Aussehen hoffen wir unser Brod gedeihlich zu pflanzen und gesegnet einzuärnten. Die Gottheit selbst suchen und finden wir freilich weder in den Bergtempeln mehr, noch in den Thalkirchen, wie ja schon vom Heiland dem Weibe am Brunnen diese Zeit verkündet wurde, wo man „weder auf diesem Berge, noch zu Jerusalem,“ nicht auf Garizim und nicht auf Zion mehr anbeten werde, sondern im Geiste. Und da die natürlichsten Vorstellungen auch die dauerndsten sind, so hat seither unser gottsuchender Geist sich selbst als jenes Hochgebirge anzusehen gewöhnt, von dessen Gipfel aus erst in die Herrlichkeit der Himmel hineingeblickt werden kann. So geht diese älteste Heidenvorstellung, nun verfeinert und tiefer ge-

faßt, auch durch die Christenandacht. Darum heißt es ganz zutreffend im Cherubinischen Wandersmann des Joh. Scheffler von einem gottsuchenden Gemüthe:

Ich bin ein hoher Berg und muß mich selber steigen,
Soferne mir Gott soll sein liebes Antlitz zeigen.

Es ist etwas Herkömmliches, die Menge der vorhandenen Legenden aus der Menge der Kirchenheiligen abzuleiten, und doch erweist jede über eine einzelne echte Legende geführte Untersuchung, wie sehr jene Voraussetzung im Stiche läßt. Denn der Grund dieser Traditionen zeigt sich allenthalben als ein vorchristlicher und mythischer, wie ihn die christliche Kirche niemals erzeugen konnte und der, wenn sie ihn unmotivirt in sich hereingezogen hätte, stark genug gewesen wäre, sie selbst wieder zu zersprengen. Als Blitzableiter eben gegen eine solche Gefahr diente ihr gerade die Menge der neuen Heiligen, und wenn deren Schultern anfänglich noch so derb und christoffelhaft gebaut waren, so taugten sie gerade am besten dazu, den neuen Himmel tragen und über das Heidenvolk mit ausspannen zu helfen. Auch sie beweisen uns, wie außerordentlich expansiv das epische Vorstellungsvermögen noch in unserem kirchlichen Mittelalter geblieben war, schon ein einziges Rechnungserempel darüber, das Gutzot angestellt hat, Cours d'histoire moderne, leçon XVII, p. 157 — macht dies einleuchtend genug. Die

große Bollandische Sammlung der Lebensgeschichten der Heiligen sollte nämlich das ganze kirchliche Jahr umfassen, dehnt sich aber in ihren 53 Folioebänden nur über neun Monate aus und ist seitdem mit dem Druck in's Stocken gerathen. Wäre sie vollendet, so würde die Gesamtzahl der Biographien unsrer kirchlich anerkannten Heiligen nicht weniger als 25,000 betragen haben. Und doch wäre diese Zahl immer noch gering, wenn wir dagegen diejenige Heerschaar von Gottheiten jetzt noch mit Namen zu nennen vermöchten, denen der deutsche Heide seine Verehrung bewies. So viele Volksstämme, so viele Stammgötter; so viele Wohnstätten, so viele Cultstätten; so viele Nationalhelden, so viele vergötterte Heroen; so viele Personen, so viele Patrone, Gefolgsgeister, Fylgien. — Dies war die Art des Deutschen, seine Götter zu zählen, denn eben im Zahllosen liegt ja auch für uns noch eine Abart des Erhabnen und der Unendlichkeit. Trithemius (ed. Marqu. Freher 1,18) erklärt ausdrücklich, daß bei den Deutschen nicht bloß einzelne Landschaften, sondern auch die einzelnen Ortschaften unter dem Schutz besonderer Localgottheiten gestanden hätten, so daß diese die örtlich Verehrten waren, wenn man auch im gesammten Gau einem und demselben Gotte diene: *Germani singulis diis suis non solum aras singulas et templa, sed urbes quoque singulas dedicarunt et vicos*. Vergl. Wolf, Beitr. 2, 87. Die Bekehrung zum Christenthum vermochte hierinn in manchen Gegenden lange Zeit nicht viel zu ändern. Die Färeyinga-Saga erzählt Cap. 56: der Häuptling Thrandr, befragt von Thóra, warum er ihrem Sohne Sigmund, den

er erziehen sollte, ein Credo gelehrt, welches von dem gewöhnlichen abweiche, habe geantwortet: „Du weißt, daß Christus zwölf oder mehrere Jünger gehabt hat, und jeder von ihnen hatte sein eignes Credo. Nun habe ich aber mein Credo, du aber hast das, welches du gelernt hast, und es sind viele Credo, und es ist nicht nöthig, daß sie gleich seien, um richtig zu sein.“ Sein Credo aber lautete: Allein nicht geh ich aus; viere folgen mir, oder fünf Engel Gottes. Ettmüller, Lit. Gesch. 62. Bei dieser nordischen Vielgötterei war gleichwohl die Verehrung des einen Gottes, des Allvaters, des allwaltenden Asen, nie ausgeschlossen oder unbekannt. Der heidnische Isländer Torfil läßt sich in seiner Todesstunde in den Sonnenschein hinaustragen und befehlt sich „dem Gotte, der die Sonne geschaffen hat.“ (Landnama 19.) Dies aber war Odhinn, dessen Beiname „Schöpfer der Sonne“ ist. Seijer, Schwed. Gesch. 195. Woher nun ein so großer Widerspruch? Aus dem Maße jener religiösen Schwärmerei, die allem Polytheismus eigen ist. Nichts soll von der Gottheit undurchdrungen bleiben, kein Punkt in der Welt soll gottlos sein. Feld und Hain, Strom und Gebirg besetzte ein himmlisches Wesen mit seiner lebhaften Allgegenwärtigkeit, um wie viel näher mußte es erst dem Menschen stehen, mit ihm sein und bei ihm wohnen. Und ist es denn schon gar so lange her, daß unser eignes Denken, von diesen Vorstellungen erfüllt, sich mit ihnen recht gemüthlich vertragen hat? Hat nicht heute noch fast jede Stadt ihren Stadtgeist, jedes Dorf sein Dorfthier, jeder Dorfbach und Brunnen sein Bachthier, jedes Schloß, Rath-

haus und Münster sein stehendes Gespenst. Es sind, heißt es, gewesene Dorfrichter, Ammänner, Pfarrer und Stadtschultheiße, also eben die höchsten im Range, die nun in der öden Gestalt eines Kalbes oder Rosses sich unsern Nachwächtern auf der Gasse präsentiren. Woher sollen diese stets dagewesenen Ortsgeister rühren, und warum sollten sie selbst heute noch nicht ganz erblaßt sein, wenn sie nicht mit dem ungepredigten Volksglauben überhaupt gleich alt wären. Auch sie haben sich den Legenden beigemischt, sie sind die Wappenthiere und Attribute der Ortsheiligen geworden und wir werden ihnen daher sogleich häufig genug begegnen.
